

**Zum 60. Todestag von Erzbischof Dr. Conrad Gröber
am 14. Februar 1948**

Gedenkfeier der Stadt Meßkirch im Schloß Meßkirch
am 14. Februar 2008

von Hugo Ott

Der Sommer 1947 versank in einer großen Dürre. Ein erheblicher Teil der ersehnten Ernte ging verloren. Nach dem schrecklichen Hungerwinter 1946 auf 1947 trieb die Ernährungslage einer weiteren Katastrophe entgegen. Als Erzbischof Gröber am 1. April 1947 sein 75. Lebensjahr vollendete – keine Jubelfeier, sondern nur in kleinen Kreis-, war er von der Zuspitzung der allgemeinen Notlage sehr bedrückt, von den Folgen des verlorenen Krieges, vom Auseinanderreißen seiner Diözese in zwei Besetzungszonen, die eine hinreichende Kommunikation erheblich erschwerte. Freiburg, die Bischofsstadt, blieb gezeichnet vom furchtbaren Bombenangriff des 27. November 1944, der Wiederaufbau konnte nur ganz zaghaft beginnen. Das erzbischöfliche Palais am Münsterplatz, Gröbers Wohnsitz, war zunächst verschont geblieben, stand freilich inmitten brennender Häuser. Dem Funkenflug und den aus dem Brandschutt züngelnden Flammen suchte Dr. Bernhard Welte, Gröbers Sekretär und Hausgenosse seit 1934, noch bis in die Nacht zum 29. November mit einigen beherzten Buben zu wehren, in Eimern Wasser heran schleppend, hilflos und bald erschöpft, frierend in der aufziehenden Kälte, unzureichend gekleidet und mit schlechtem Schuhwerk, das unter den Brandbedingungen litt. Es war alles vergeblich, spätestens, als die Wasserzufuhr versagte. Da war nichts mehr zu retten. Das Palais geriet, ausgehend von den Nebengebäuden in der Schusterstraße, voll in Brand. Dr. Welte und die hilfsbereiten Buben mußten sich in Sicherheit bringen.

Die städtischen Feuerwehren und ihre Hilfskontingente aus dem weiten Umland waren durch die vielen Einsätze überfordert und konnten nicht eingreifen. Natürlich gab es eine erste Priorität: Hunderte von Verschütteten schrien aus den Kellern um Hilfe. Doch nur wenige entkamen dem Fiasko, der Brandvergiftung und dem Erstickungstod. In den wenigen Stunden verloren 3000 Menschen ihr Leben, darunter viele Kinder.

Was zählte diesem Jammer gegenüber der materielle Verlust. Etwa dass Gröbers schöne umfangreiche Bibliothek, in all den Jahren gesammelt und geordnet, dass sie vernichtet wurde zusammen mit den vielen Manuskripten, Notizen und Entwürfen des fleißigen und immer rastlosen Oberhirten. Den schwer geprüften Freiburgern, die um ihre Stadt und ihre Toten weinten, schenkte er, selbst geschlagen, ein Hirtenwort, wenige Tage nach dem Bombenangriff – ein echter Trost in dieser ausweglos scheinenden Lage.

Seinem Weihbischof, Dr. Wilhelm Burger, dessen Haus in der Herrenstraße auch vernichtet worden war und der außerhalb von Freiburg unterkommen konnte, schrieb Gröber am 9. Dezember: „Bei uns ist es fürchterlich. Einen halben Tag fast verbringen wir im Luftschutzkeller, die andere Zeit ist mit der Entgegennahme von Hiobsbotschaften angefüllt. Freiburg ist eine fast verlassene Stadt. Dazu die vielen Toten. Und das, was noch kommen kann! Den Herren (gemeint sind die Domkapitulare) geht es bisher gut, von einer geordneten Arbeit natürlich keine Rede. Ich werde vielleicht im Ordinariat Wohnung nehmen. Mein Haus am Münsterplatz ist total ausgebrannt und nur ein ganz elender Trümmerhaufen. Dazu fallen jeden Tag Bomben, wenn auch in kleiner Zahl und mehr auf die Peripherie der Stadt. Dazu das Donnern der Kanonen vom Elsass rüber. Wir brauchen dringend das Gebet. – Jetzt haben wir endlich wieder elektrisches Licht, aber immer noch kein Wasser und Gas.“

Die drei Meßkircher, diese seit Jahren verschworene Gemeinschaft, Conrad Gröber und seine Schwester, das Fräulein Marie Gröber, und der getreue Dr. Bernhard Welte, hatten also Zuflucht nehmen können im Ordinariatsgebäude an der Herrenstraße, dem prächtigen Jeblingerbau, welcher der Vernichtung entgangen war, – auch heute noch eine Zierde für das Freiburger Stadtbild. Die erzbischöflichen Diensträume dort wurden zu einer Wohnung umgewidmet, und, was besonders wichtig wurde: ein eigentlich funktionsloser, aber kostbar dekoriertes Saal wurde zu einer Hauskapelle gestaltet, in der Gröber zelebrieren konnte. Es ist der heute so genannte Thomas-Nörber-Saal. Eben dort in dieser Hauskapelle wurde nach dem 14. Februar 1948 Gröbers Leichnam aufgebahrt. Etwas mehr als drei Jahre gab dieses Ordinariatsgebäude den drei Meßkirchern Geborgenheit im Umfeld und im Anblick von so vielen Ruinen.

Der Erzbischof kam seinen oberhirtlichen Pflichten während der Endphase des „Dritten Reiches“ und besonders auch über die Erzdiözese hinaus in den schwierigen Nachkriegsjahren im vollen Umfang nach, sichtlich gealtert zwar, erschöpft und im Herzen und in der Seele gebrochen. Er stellte sich den Herausforderungen seines Amtes, wie er dies von Anbeginn seiner Freiburger Bischofszeit 1932 getan hatte, vor allem in kirchenpolitischer Hinsicht: damals konnte er sich im Herbst 1932 noch in die Endphase der Verhandlungen über den Abschluss des Badischen Konkordats, also jenes grundlegenden völkerrechtlichen Vertrags zwischen dem Heiligen Stuhl und dem Land Baden, einbringen.

Dieses Konkordat besteht bis heute in voller Gültigkeit und bleibt auch in Zukunft die staats- und völkerrechtliche Grundlage für die Kirche von Freiburg. Darüberhinaus ergibt sich Gröbers Profil auch heute noch in seinem hochwichtigen Einsatz für die Vorbereitung und den Abschluss des Reichskonkordats im Sommer und Herbst 1933. Ja, es wird geschärft, weil gerade in den neuesten einschlägigen Untersuchungen zur kirchlichen Zeitgeschichte das enorme Engagement des Freiburger Erzbischofs Gröber herausgearbeitet wird, vor allem sein ganz enger Schulterschluss mit Kardinalstaatssekretär Pacelli, dem späteren Papst Pius XII. Auf Gröber war Verlass. Das wußte man im Vatikan.

Er war ein national tiefgegründeter Deutscher, der mit der römischen Kirche unverbrüchlich verbunden blieb – man mag das in einem gewissen Sinn ultramontan nennen – jedenfalls keine Lippenbekenntnisse pflegend, sondern aus echtem katholischen Geist handelnd. Sein Leben lang blieb er geprägt durch den fünf Jahre (1893–1898) währenden römischen Aufenthalt. Vor allem in theologischer Hinsicht, aber auch unter kunsthistorischem Aspekt zehrte der Germaniker Conrad Gröber zeitlebens vom Schatz der römischen Zeit. Die Gediegenheit der wissenschaftlichen Ausbildung und des Selbststudiums der römischen Kunst legte die Basis für die pastorale und kirchenpolitische Laufbahn.

Jetzt 1933 war er von der Überzeugung durchdrungen, dass die neue politische Konstellation nach Hitlers Machtergreifung die einmalige Chance biete, eine friedlich-gütliche Regelung des Verhältnisses von Staat und Kirche im Deutschen Reich herbeizuführen, wobei er hoffte, die katholische Kirche Deutschlands so abzusichern, dass sie in den Stürmen der nationalen Revolution ungefährdet überstehen und auch nach der Stabilisierung der politischen Lage in ihrer Existenz unangetastet weiterleben könne. Er wurde bald eines Anderen belehrt und fand mehr und mehr zu einer opponierenden Haltung, freilich in einer spezifischen Färbung, eben im Gröber'schen Kolorit. Jedenfalls hat er sich stets politisch eingebracht. Auch nach dem Ende des Krieges. Seine Aktivitäten sind zahlreich. Einige Beispiele mögen für viele stehen.

So wurde er Anfang Dezember 1945 unterrichtet, dass sich in französischen Lagern etwa 700 000 deutsche Kriegsgefangene befanden, die unter schwierigsten Bedingungen eher vegetieren mussten und in der Winterzeit einem ungewissen Schicksal entgegen gingen, aber auch in keiner Weise seelsorgerlich betreut wurden. Gröber informierte umgehend seine Mit Bischöfe und bemühte sich, Geistliche in die Camps zu schicken. Bei Herder Freiburg ließ er 30 000 Stück eines Sondergebetbuchs drucken und über das Elsass, wo es Kontaktmöglichkeiten gab, in die Lager bringen. 200 000 weitere Exemplare würden benötigt, wurde ihm bedeutet. Das aber übersteige die Freiburger Finanzkraft bei weitem. Er ließ auch in der Folgezeit nicht locker, als das Los der gegen das Völkerrecht in Gefangenschaft gehaltenen Soldaten sich nicht wesentlich verbesserte: Im Oktober 1946 fand in Stuttgart eine von Gröber angeregte gemeinsame Konferenz von

Caritas und Evangelischem Hilfswerk statt, auf der eine großangelegte Aktion zugunsten der Kriegsgefangenen beschlossen wurde. Der Freiburger Erzbischof entwarf das Muster für einen gemeinsamen Hirtenbrief, der an Weihnachten verlesen werden sollte, schickte den Text an Kardinal Frings, den Vorsitzenden der Fuldaer Bischofskonferenz. Und so kam in den deutschen Diözesen dieses Hirtenwort zur Verlesung, dessen Schlusskapitel lautete: „Friede den Menschen! Ach, käme er doch bald ... Käme er vor allem für unsere Kriegsgefangenen, die am heutigen Tage mit besonderer Sehnsucht und Inbrunst der Heimat und ihrer Lieben gedenken! Wir Christen in Deutschland bitten am Fest der Geburt unseres Herrn und Erlösers die gesamte Christenheit und alle Völker der Welt: Helft, das Leid unserer Kriegsgefangenen und ihrer Familien zu beenden! Gebt den Kindern ihre Väter, den Frauen ihre Männer, den Müttern ihre Söhne zurück! Bahnt der Liebe und dem Frieden einen Weg unter den Menschen!“

Eine persönliche Note sei in diesem Zusammenhang gestattet: mein Vater geriet am Kriegsende in amerikanische Gefangenschaft, wurde aus unverständlichen Gründen im Sommer den Franzosen überstellt und in ein französisches Gefangenenlager in der Bretagne verbracht, wo Tausende Soldaten die folgende Zeit bei schlechter Ernährung und unter schlimmen hygienischen Bedingungen dem Winter entgegengingen. Erst spät erhielt mein Mutter eine Nachricht. Der Vater von neun Kindern wurde schließlich im April 1946 entlassen wegen starker asthmatischer Beschwerden, künftig in labiler gesundheitlicher Verfassung einem frühen Tod verfallen.

Einem weiteren Problemkreis galt Gröbers Hirtensorge: den Heimatvertriebenen und Flüchtlingen. So entwarf er den großen Fastenhirtenbrief vom 22. Februar 1946 „Über das Flüchtlingselend“. Der Brief sei „mit den Tränen von Millionen deutscher Menschen benetzt“, schrieb er und fuhr fort: „Ich schrieb ihn aus oberhirtlicher Pflicht und auf meine eigene Verantwortung hin, aber nur, das weiß Gott, um zu bitten, um zu verhindern und um zu helfen.“ Es war eine große und deutliche Abrechnung mit der alliierten Deutschlandpolitik. Er prangerte die unmenschlichen Bedingungen der Vertreibung an, die er aus genauesten Berichten kannte. Kein Wunder, dass dieser Hirtenbrief der Zensur der französischen Militärregierung zum Opfer fiel, nicht im Amtsblatt der Erzdiözese veröffentlicht werden durfte – ein einmaliger Vorgang. Gleichwohl kam der Hirtenbrief zur Verlesung von den Kirchenkanzeln, hektographiert an die Pfarrämter verschickt. Die Militärregierung konnte diese Aktion nicht verhindern, und für den nördlichen Teil der Erzdiözese, die amerikanische Zone, hatte sie eh kein Mandat.

Erzbischof Gröber lag das Schicksal der aus der Heimat vertriebenen Menschen am Herzen, zumal 1946 bereits mehr als 200 000 Vertriebene nach Nordbaden zugewiesen waren und noch keine Neue Heimat gefunden hatten. Dazu zählte auch die Familie von Dr. Robert Zollitsch, dem Oberhirten der Freibur-

ger Erzdiözese seit 2003. Conrad Gröber hatte das Phänomen Heimat verinnerlicht, das er in diesem Schreiben ausführlich definierte. „Heimat ist für uns deutsche Menschen weit mehr als nur das Zelt, das man heute aufschlägt und morgen wieder abbricht, um es an anderer Stelle zu errichten; weit mehr als nur ein Wohnsitz, den man wechseln kann je nach Lust und Bedarf. Heimat bedeutet für uns ein Verwurzelt- und Verwachsensein mit den Eltern und Voreltern, mit dem Ort und der Gegend, in der wir geboren wurden, ein kleine Welt, der wir angehören, die aber auch uns gehört.“

Eine kleine Welt war für Gröber seine Heimat Meßkirch, mit der und mit deren Geschichte er vertraut und auf engste verbunden blieb. Am eindrücklichsten und prägnantesten sind die Formulierungen in seinem Hirtenbrief von 1942, zu seinem 70. Geburtstag verfasst, wobei er von seinen Kindheitserfahrungen berichtete: „Noch steht vor meinen Augen das Bild meines so glaubenstreuen und unerschrocken tapferen Vaters, der trotz seiner unbestreitbaren Anlagen nur beiseite geschoben und auch geschäftlich geschädigt wurde.“ Der greise Erzbischof, der die Erfahrung aus den Kulturkampfbjahren nie vergessen hatte, schrieb 1942 in der Rückbesinnung auf die Spaltung zwischen Alt- und Neukatholiken in der eigenen Verwandtschaft und in der Gemeinde: „Und noch erleide ich selber wieder seelisch das grausame Unrecht, das man in der Schule uns ‚neukatholischen‘ Kindern durch Schmähworte und unverdiente Strafen zuzufügen sich nicht scheute. Noch sehe ich, wie die immer mehr zusammenschumpfende katholische Gemeinde, nach widerrechtlichem Verlust ihrer hochragenden herrlichen Stadtkirche, eine Notkirche bauen und auf dem Wege dahin nicht selten körperlich und seelisch Spießruten laufen mußte.“ Das Schlagwort „ultramontan“ sei damals „wie ein glühender Eisenstempel“ benutzt worden, „um damit die papsttreuen Katholiken als undeutsch, ja deutschfeindlich zu brandmarken“. Der Erzbischof – es sei nochmals erwähnt – für die Kirchenpolitik verantwortlich, hat 1933 alles daran gesetzt, die deutschen Katholiken als verlässliche nationale Deutsche zu charakterisieren, sich selbst in erster Linie einbeziehend, die jetzt angesichts des nationalen Aufbruchs nicht beiseite stehen dürfen und dies auch nicht tun würden. Gröber litt zeitlebens unter dem Trauma des Kulturkampfes. Für ihn galt: Um Gottes willen: ja, kein neuer Kulturkampf! Für viele Diözesanen hatte er in dieser Zeit freilich zuviel des Guten in dieser Hinsicht getan. Wie auch immer: Ein weites Feld, das in diesem Zusammenhang nicht besprochen werden kann.

Jedenfalls hat Gröber sein Leben lang eine enge Verbindung in seine Heimatstadt Meßkirch bewahrt – nicht zuletzt eine herzinnige Beziehung zur Pfarrkirche St. Martin unterhalten, mit dem aufrechten Stadtpfarrer und Dekan Otto Meckler, der im August 1944 gestorben war, gebrochen von den Schikanen: Schulverbot 1937, und 1941 eine mehrwöchige Haft im Überlinger Gefängnis. Er sei in den schwersten Kampf geworfen worden und habe dabei seine Herzkraft verloren, schrieb Gröber seinerzeit den Meßkircher Katholiken. Für ihn

war selbstverständliche Pflicht: Die Wiederbesetzung der Pfarrei machte er zur Chefsache und rang über mehrere Wochen mit dem Caritasdirektor von Freiburg, mit dem sehr verdienten Präses des Katholischen Vereinshauses und des Gesellenhauses in Freiburg, Max Bertrud, um dessen Einverständnis, nach Meßkirch zu gehen. Max Bertrud sperrte sich lang, aber Gröber ließ nicht locker. Für Meßkirch brauchte er einen Pfarrer, der klug und entschieden arbeiten konnte. Es war eine gute Entscheidung, den aus Markdorf stammenden und mit dieser Bodensee- und Heuberglandschaft vertrauten und hochbegabten Geistlichen Max Bertrud nach Meßkirch zu schicken, wo er zehn Jahre lang segensreich gewirkt hat, wie er anschließend ab 1954 als Superior der großen Gemeinschaft der Vinzentinerinnen in Freiburg sich wesentliche Verdienste erwarb.

Gröbers letzte große Liebeserklärung an Meßkirch und ein Vermächtnis zugleich steht im „Hirtenschreiben des Hochwürdigsten Herrn Erzbischofs an seine Heimatgemeinde“ vom 2. November 1947: „Conrad durch Gottes Erbarmung und des heiligen Apostolischen Stuhles Gnade Erzbischof von Freiburg, Metropolit der Oberrheinischen Kirchenprovinz“ – also ein Spezialhirtenbrief, formal ein Unikat im wahrsten Wortsinn – aber ein inniges Dankeswort. Es steht im Zusammenhang mit dem Goldenen Priesterjubiläum. Der Oktober 1947 hatte es in sich. Trotz aller Not: in Freiburg herrschte Jubiläumstieber.

Es war eine Sympathiewelle sondersgleichen, die den Erzbischof regelrecht überrollte, als er am Sonntag, dem 26. Oktober 1947 – dem Christkönigs-Fest – das Goldene Priesterjubiläum im Freiburger Münster feiern konnte. Seit Tagen schon gaben sich die Gratulanten die Klinke zum Ordinariatsgebäude in die Hand, und bereits am 25. Oktober wurde alles gebündelt – es war das Ereignis schlechthin für die schwer geschlagene Stadt Freiburg: die Universität zuvörderst, deren Philosophische Fakultät dem Erzbischof die Ehrendoktorwürde verlieh, dann selbstverständlich die Theologische Fakultät, die Stadt, die Bevölkerung, soweit sie Einlass fand in der Halle des Straßenbahndepots in der Urachstraße, dem größten Versammlungsraum, den es nach der Zerstörung gab. Dort wurden die feierlichen Reden gehalten: der Oberbürgermeister von Freiburg, Dr. Wolfgang Hoffmann, schon in den zwanziger Jahren als Landtagsabgeordneter der badischen Zentrumsparterie mit dem damaligen Domkapitular Gröber verbunden, sprach aus dem Herzen und aus der persönlichen Nähe, die Verdienste des Erzbischofs für die Stadt besonders in den schwierigen Jahren seit 1944 würdigend und die Ehrenbürgerwürde überreichend. Dann die Spitzen des Staates: Staatspräsident Leo Wohleb für das Land Baden – also Südbaden in der französischen Besatzungszone, Heinrich Köhler, Finanzminister des Landes Württemberg-Baden für den nordbadischen Teil der Erzdiözese in der amerikanischen Besatzungszone und Lorenz Bock, Staatspräsident von Württemberg-Hohenzollern für das hohenzollersche Gebiet der Erzdiözese – die Puzzlestücke der damaligen politischen Landschaft im deutschen Südwesten also hübsch bei-

einander. Man muss sie immer erst herausfischen und das heutige Gebilde des Landes Baden-Württemberg zusammensetzen.

Die Diözesanen hatten ihrem Oberhirten einen Bischofsstab geschenkt, den ersten und einzigen eigenen – künstlerisch wertvoll und bescheiden zugleich: statt Gold Messing mit Silbereinlagen. Er führte ihn beim Einzug ins überfüllte Münster am 26. Oktober unter dem Jubelgesang des „Ecce Sacerdos“. Nur ein einziges Mal! Das Pontifikalamt war eingebettet in die vom Freiburger Domchor unter Leitung von Franz Stemmer vorzüglich dargebotene Brucknermesse in f-moll. Die Predigt hielt der Würzburger Bischof Matthias Ehrenfried, mit Gröber befreundet.

Und da lese ich mit großer Bewegung das für die „lieben Katholiken von Meßkirch“ verfasste Hirtenschreiben. Es ist durchtränkt von einer tiefen inneren Freude über die Glückwünsche und die Geschenke, „die aus meiner Heuberger Heimat gekommen sind und ausgesprochen wurden durch den mir so sehr nahestehenden Herrn Stadtpfarrer Bertrud. Vor allem die Kopie des Dreikönigtars – „eine Kopie, die fast das Original ersetzt. Das Bild schmückt unser gemeinsames Ess- und Aufenthaltszimmer, in dem die drei Meßkircher immer wieder von ihrer Heimat reden und das Vergangene zur Gegenwart werden lassen“, so läßt Gröber Einblick geben in die traute Privatsphäre der Notwohnung im Freiburger Ordinariat. Man kann sich diese drei Meßkircher regelrecht lebhaft vorstellen, und Conrad Gröber fährt fort: „Was wir vergessen haben, hat in einem sehr schönen Schreiben Herr Fritz Heidegger aus der Vergangenheit geholt und namentlich darauf abgehoben, Dinge und Vorgänge zu erwähnen, die mir als Schüler der Volksschule Anregung und Freude brachten.“ Das liege allerdings schon weit zurück, aber es sei nun einmal so, dass bei alten Leuten die Jugend in einem goldenen Licht erscheine und manches, was früher herb und schwer war, als leicht und ergötzlich sich darstelle.

Seit dem Erscheinen des Buches von Hans Dieter Zimmermann „Martin und Fritz Heidegger. Philosophie und Fastnacht“ vor drei Jahren, kennen wir diesen Brief, wenigstens eine gute Hälfte davon und können uns vorstellen, was den Erzbischof, seine Schwester und Bernhard Welte schmunzeln und zugleich nachdenklich werden ließ. Fritz Heidegger hat, besonders in dem bisher nicht publizierten Teil des Briefes die Atmosphäre des früheren Meßkirch lebendig werden lassen, für den „kleinen Konrad“, die Kinder- und Jugendspiele – Welch herrliche Palette von Spielen mit ihren ortsüblichen Bezeichnungen einfacher und bescheidener Art, doch um so köstlicher –, die Mitarbeit in der Landwirtschaft auf den Fluren mit all ihren Flurnamen. Der kleine Konrad sehe sich „mit der Mutter Holz lesen im Wald, Tannenzapfen sammeln, Himbeeren pflücken“ und wisse zugleich, „dass die jungen Tannele von damals vom Borkenkäfer und anderm Verzehr in diesen Monaten als hochgewachsene Stämme starben und verdarben“. Und wie genau Gröber wusste, welche Schäden die katastrophale Dürre dem

Wald zugefügt hatte: nicht zuletzt die Borkenkäfer-Plage. Und dieser Wald war zur nämlichen Zeit durch Kahlhiebe der französischen Besatzungsmacht äußerst beeinträchtigt.

Fritz Heidegger bekennt sich zum Weben und Wirken des Heiligen Geistes auch in den unscheinbarsten Erlebnissen und gelangt zu einer gleichsam prophetischen Formulierung – und darin liegen die eigentliche Bedeutung und das Schwergewicht dieses großartigen Briefes: „Sie, Hochwürdigster Herr Erzbischof, sind der eine Schienenstrang, und Martin ist der andere Schienenstrang des einen und selben Gleißes. Es wird die Zeit kommen, wo Bernhard Welte die unsichtbare Verbindung zwischen Beiden herstellt. Ich glaube nicht an den Gegensatz zwischen dem ‚Gott der Philosophen‘ und dem ‚Vater Jesu Christi‘. Die Sache ist verzwickter und ihr Finale das ‚Tantum ergo‘.“ Eigentlich müßte hier eine Art Exegese einsetzen. Jedenfalls traf Fritz Heidegger, des Philosophen Bruder, in das Zentrum von Gröbers sorgendem Bemühen: er hatte seit langem alles darin gesetzt, die Habilitation von Bernhard Welte in der Theologischen Fakultät durchzubringen, was besonderer Feingefühligkeit bedurfte, da er zwar als Bischof für die Fakultät verantwortlich war, selbstverständlich aber keinen direkten Zugriff auf die Habilitationsverfahren hatte. Was ihn umtrieb, war: der Fakultät ein neues Gesicht zu geben, um ihre Gestaltungsfähigkeit in Anbetracht der neuen Herausforderungen in der Umbruchszeit zu gewährleisten. Er war zutiefst davon überzeugt, dass Bernhard Welte Begabung und Kraft für diese Aufgabe mitbringe. Doch provozierte Welte mit seinem Habilitationsthema die konservativen Fakultätsmitglieder, für die es eine Zumutung darstellte: „Der philosophische Glaube bei Karl Jaspers und die Möglichkeit seiner Deutung durch die thomistische Philosophie“. Weltes Versuch, die traditionell-thomistische Glaubensbegründung aus einer phänomenologisch-existentialphilosophischen Fragestellung neu zu definieren, führte schier zu einer Zerreißprobe, und Welte konnte erst im Herbst 1946 die Hürde nehmen. Aber: er blieb noch geraume Zeit nur Privatdozent, hatte noch lange keine adäquate Position. Gröber setzte alle seine Beziehungen ein, und hat bis in die letzten Tage seines Lebens sich um Weltes Karriere bemüht. Noch als ihn sein Freund und Kursgenosse Professor Josef Sauer, einer der einflussreichsten Mitglieder der Universität, am 9. Januar 1948 auf dem Krankenlager besuchte, ging es um Welte: „Schließlich kamen wir auf Welte zu reden“, notierte Sauer in seinem Tagebuch. Erst 1952 wurde Welte Professor für theologische Grenzfragen an der Freiburger Theologischen Fakultät – eine Leuchte der Wissenschaft, ein großartiger Rektor dieser Eliteuniversität und ein Magnet mit seinen Vorlesungen. Klaus Hemmerle, der verstorbene Bischof von Aachen, der Meisterschüler Weltes, hat in tiefeschürfender Weise die Nähe und Ferne von Bernhard Welte zu Martin Heidegger herausgearbeitet.

Nicht zum mindesten steht das Thema: Conrad Gröber und Martin Heidegger. Gröber, der „väterliche Freund“, wie ihn Martin Heidegger liebevoll und

wohl auch zutreffend nennt, habe ihn auf den Weg des Denkens gebracht. Er gab dem hochbegabten Gymnasiasten 1907 Franz Brentanos Dissertation „Von der mannigfachen Bedeutung des Seienden nach Aristoteles“, die ihm zum Stecken und Stab geworden ist, und aus der hilflos sich regenden Frage nach dem Einfachen des Mannigfachen im Sein sei sie der beständige Anlass für sein Hauptwerk „Sein und Zeit“ geblieben. Noch in Heideggers Feldweg (1949) schwingt diese Erinnerung nach.

Als der weltberühmte Denker Martin Heidegger nach der deutschen Katastrophe in das Dunkel stürzte, klopfte er zu Ende des Jahres bei den drei Meßkirchern an. Das Fräulein Marie habe ihm geöffnet im diffusen Licht des dunklen Flures und voller Überraschung den seit Jahren in Distanz zu ihnen stehenden Landsmann erkannt – so berichtete Bernhard Welte die Szene seinem engsten Freundeskreis. „Jeh, Martin, Du bisch’s“ „Ja, Marie, aber nit so wie Du meinsch’s“. Wie auch immer: einem in Not geratenen Menschen hat der Erzbischof stets geholfen, und selbstverständlich setzte er sich nach allen Kräften und seinen Möglichkeiten für den Meßkircher Landsmann Martin Heidegger, seinen alten Schüler, ein – vor allem bei der französischen Militärregierung in Baden-Baden, um den Philosophen vor der drohenden Entlassung und dem Verlust des Lehrstuhls zu bewahren und die angekündigte Enteignung der Privatbibliothek zu verhindern, die zur Ausstattung der wiederbegründeten Mainzer Universität vorgesehen war. Während das letztere gelang, scheiterte der Erzbischof mit seinem Engagement für den Verbleib Heideggers an der Universität, weil das gegen Heidegger sprechende belastende Material zu schwer wog. Heidegger brach zusammen in einem Syndrom, zu dem private Probleme – wir wissen es aus der Publikation von Heideggers Briefen an seine Frau – etwas delikater Natur beitrugen, als das Urteil über ihn gefällt wurde, und er bedurfte einer langen psychiatrischen Behandlung, für die wiederum Erzbischof Gröber Sorge trug, was auch an dieser Stelle ganz ausdrücklich und entschieden betont sei, weil anderwärts aus gegebenem Anlass der Mantel des Schweigens darüber ausgebreitet wird, Sorge trug, und zwar in seiner Funktion und Position als Protektor des Deutschen Caritas-Verbandes, der schon im Herbst 1945 in Badenweiler das Sanatorium „Schloß Hausbaden“ eingerichtet hatte, wo unter Leitung des Freiherrn Viktor von Gebssattel nach der sogenannten daseinsanalytischen Richtung therapiert worden ist. Einer der höchst begehrten wenigen Plätze wurde Heidegger zugewiesen, der dort für mehrere Monate verweilen konnte bei ordentlicher Ernährung und guter medizinischer Betreuung, und er fand Heilung. Es steht außer Zweifel, dass ohne Gröber Martin Heidegger für die Zukunft schlechte Karten gehabt hätte.

Woher kennen wir all diese Zusammenhänge? Von Conrad Gröber. Der Erzbischof schrieb am 8. März 1946 an den Jesuitenpater Robert Leiber, den deutschlandpolitischen Berater des Papstes – Gröber kannte ihn seit langem, vor

allem aus den Verhandlungen im Vatikan über das Reichskonkordat 1933, als im engsten Kreis um Pacelli die Entscheidungen fielen – in einem umfassenden Lagebericht über die Erzdiözese: „Der Philosoph Martin Heidegger, mein früherer Schüler und Landsmann, ist emeritiert und darf keine Vorlesungen halten. Er hält sich zur Zeit im Haus Baden bei Badenweiler auf und geht in sich, wie ich von Professor Gebattel gestern gehört habe. Für mich war es großer Trost, als er bei Beginn seines Unglücks zu mir kam und sich wirklich erbaulich benahm. Ich habe ihm die Wahrheit gesagt, und er hat es unter Tränen angenommen. Ich breche die Beziehungen zu ihm nicht ab, denn ich hoffe auf einen geistigen Umschwung.“ Und jetzt grüßen die beiden Meßkircher hier in Meßkirch einander – von der Außenwand der Martinskirche der Erzbischof und von dem Mesmer-Häuschen her Martin Heidegger – gleichsam in beständiger Zwiesprache.

Erzbischof Gröber aber schloss sein Meßkircher Hirtenwort vom 2. November, dem Allerseelentag, 1947 mit einer großen Geste und mit seinem besonderen Segen: „Meßkirch, heimatlich schöne Stadt! Oftmals denke ich an Dich. Und wie möchte ich, dass du blühst und gedeihst und durch die Schaffenskraft deiner Bürger auch ein Vorbild für andere würdest!“ Wie gerne würde er öfters die Städte besuchen, in der er als junger Mensch, erzogen von einem wackeren, tüchtigen Vater und einer frommen, überaus klugen Mutter, ins Leben wuchs. „Heimat! Möge Gott dich weiter schützen wie ich selber aus der Ferne dich immer wieder bischöflich segne.“ Es war das große Abschiedswort an seine Heimat, denn der Tod hatte schon angeklopft. Zwar wehrte sich der Kranke, vor allem geschwächt durch die Anstrengungen der Jubiläumsfeierlichkeiten, gegen das Ende. Seine Widerstandskraft flackerte hin und wider auf. Er verlöschte in den Abendstunden des 14. Februar 1948, getragen von seinem bischöflichen Wahlspruch: *Quos adunat fides, fides conservat* (Die der Glaube eint, bewahrt der Glaube).

In der Morgenfrühe des folgenden Tages verkündete das dumpfe Geläut der mächtigen Osannaglocke des Freiburger Münsters sein Hinscheiden. Eine große Trauer kam über die Stadt. Und als der Tote in der Kapelle des erzbischöflichen Ordinariats aufgebahrt war – im heutigen Thomas-Nörber-Saal, nahm die Freiburger Bevölkerung Abschied, stundenlang in der Burgstraße (heutige Schoferstraße) bei bitterster Kälte ausharrend, bis sie den toten Oberhirten grüßen konnte.

Am 20. Februar – es war der kälteste Tag des bisherigen Winters – fegte ein beißender Wind über die Ruinenlandschaft. Vor den Fensterhöhlen des Theologischen Konvikts, des Collegium Borromaeum, war der Sarg aufgestellt und eingesegnet. Dann wurde er von sechs Männern hochgehoben und durch die enge Menschengasse unter dem Geläut der Glocken langsam zum Münster, dem gottlob unversehrten, fortgetragen. Die Menschen standen dichtgedrängt auf den Schuttbergen. Als der Sarg ins Münsterinnere gelangte, erklang das Requiem in c-moll von Cherubini mit dem hochdramatischen *Dies irae*. Der Kölner Erzbi-

schof Josef Kardinal Frings. Der Vorsitzende der Fuldaer Bischofskonferenz und mit Conrad Gröber ganz eng verbunden, stand der Liturgie vor zusammen mit zehn Bischöfen und dem Erzabt von Beuron. Der Mainzer Bischof Albert Stohr, Suffragan des Metropoliten Gröber, hielt die Trauerpredigt, in der er die ausgeprägte Charaktergröße des Verstorbenen meisterhaft zeichnete.

In der Grafenkapelle war die Gruft ausgehoben. Gröber, der kunstsinnige und sehr bewanderte Mann des Geistes, hatte diesen Platz seit langem ausgesucht und für seine Grablege bestimmt, da er die Kapelle und das dazugehörige prächtige Fenster der mittelalterlichen Schneiderzunft herzlich liebte: Maria als Himmelskönigin, dem blondgelockten in ein gelbes Gewand gehüllten Jesusknaben einen Apfel reichend. In den beiden Seitenbahnen sind Maria Magdalena und Katharina von Alexandrien dargestellt – in wunderbaren Gewändern. So ruht Conrad Gröber, der Meßkircher, in der sogenannten Grafenkapelle. Dorthin waren 1829, als das Freiburger Münster zur Kathedrale aufgestiegen war, die Gebeine des Markgrafen Otto und der Markgräfin Agnes von Baden-Hachberg gebracht, nachdem zuvor die Klosterkirche Tennenbach – ein spätes Opfer der Säkularisation – abgebrochen war. Conrad Gröber kannte all diese geschichtlichen Zusammenhänge.

Gelegentlich halte ich vor der Grafenkapelle inne, und meine Gedanken formen sich zu einem Gedenken.

Der Gedenkveranstaltung ging eine Meßfeier in der St. Martinskirche voraus, zelebriert von Herrn Generalvikar Dr. Fridolin Keck in Konzelebration mit Stadtpfarrer Hermann Otteny und Pfarrer i. R. Heinrich Heidegger, der auch die Predigt hielt.

Der Beitrag ist die überarbeitete Vortragsfassung und stützt sich auf folgende Literatur:

- Hugo Ott, Conrad Gröber, in: *Badische Biographien*. NF Bd. I. Stuttgart 1983, 144–148.
- Wolfgang Hug, Erzbischof Gröber. Christliche Politik in den ersten Nachkriegsjahren. In: Paul-Ludwig Weinacht (Hg.), *Gelb-rot-gelbe Regierungsjahre. Badische Politik nach 1945*. Sigmaringendorf 1988, 235–250.
- Klaus Hemmerle (†), Bernhard Welte, in: *Baden-Württembergische Biographien*. Bd I. Stuttgart 1994, 378–380.
- Hugo Ott, Erzbischof Dr. Conrad Gröber (1872–1948), in: *FDA* 118, 1998, 357–372.
- Christoph Schmider, Erzbischof Conrad Gröber (1872–1948), in: Christoph Schmider, *Die Freiburger Bischöfe. 175 Jahre Erzbistum Freiburg. Eine Geschichte in Lebensbildern*. Freiburg 2002, 143–150.
- Hans Dieter Zimmermann, Martin und Fritz Heidegger. *Philosophie und Fastnacht*. München 2005.

- Thomas Brechenmacher, Unveröffentlichte Dokumente aus dem Nachlass des Ministerialdirektors Rudolf Buttmann zur Geschichte des Reichskonkordates (1933–1935), in: Thomas Brechenmacher (Hg.), *Das Reichskonkordat 1933. Forschungsstand, Kontroversen, Dokumente*. Paderborn 2007, 153–280.
- Christoph Schmider, *Das Erzbischöfliche Ordinariat*. Regensburg 2007.